

Die Kehrseite der Barmherzigkeit

Papst Johannes XXIII. forderte 1960 alle Ordensoberen in den USA und Kanada auf, binnen zehn Jahren zehn Prozent ihrer Priester und Nonnen nach Lateinamerika zu schicken. Diese päpstliche Aufforderung wurde von den meisten Katholiken in den USA als ein Aufruf verstanden, bei der Modernisierung der lateinamerikanischen Kirche nach nordamerikanischen Vorbild mitzuwirken. Der Kontinent, auf dem die Hälfte aller Katholiken lebt, sollte vor dem „Castro-Kommunismus“ gerettet werden.

Ich war gegen die Ausführung dieser Weisung. Ich war überzeugt davon, daß sie den Entsandten, ihren Schützlingen und den Vereinigten Staaten ernstlich schaden würde. Ich hatte auf Puerto Rico gelernt, daß es nur sehr wenige Menschen gibt, die durch lebenslange Arbeit „für die Armen“ in einem fremden Land nicht verkümmern oder gänzlich zugrunde gerichtet werden. Die Verpflanzung nordamerikanischer Lebensverhältnisse und Erwartungen konnte die erforderlichen revolutionären Veränderungen nur hemmen, und die Verwendung des Evangeliums im Dienste des Kapitalismus oder einer anderen Ideologie war falsch. Schließlich wußte ich, daß zwar die Vereinigten Staaten viele Informationen über alle Aspekte Lateinamerikas benötigten, daß aber „Missionare“ dabei nur hinderlich sein könnten: die Erfolgsberichte von Missionaren sind notorisch wunderbar. Der geplante Kreuzzug mußte verhindert werden.

Zusammen mit zwei Freunden – Feodora Stancioff und Bruder Gerry Morris – schuf ich in Cuernavaca ein Zentrum. (Wir wählten diesen Ort wegen seines Klimas, seiner Lage und wegen seiner Verbindungen.) Bei der Eröffnung unseres Zentrums nannte ich von den Zwecken unseres Unternehmens zwei: Einmal den Schaden zu mindern, der von der päpstlichen An-

weisung drohte. Durch unser Ausbildungsprogramm für Missionare wollten wir diese herausfordern, sich der Wirklichkeit und sich selber zu stellen und entweder den Auftrag abzulehnen oder – falls sie ihn annähmen – etwas weniger unvorbereitet zu sein. Zum andern wollten wir bei den entscheidenden Organen derjenigen Institutionen, welche die Mission förderten, genügend Einfluß gewinnen, um ihnen die Ausführung des Planes auszureden.

Während der ganzen sechziger Jahre sorgten die Erfahrung und das Ansehen, die wir uns bei der Ausbildung ausländischer Fachleute für den Einsatz in Südamerika erworben hatten, sowie die Tatsache, daß wir weiterhin das einzige auf solche Ausbildung spezialisierte Zentrum blieben, dafür, daß ein ständiger Strom von Studenten durch unser Zentrum zog – unbeschadet unserer ausgesprochenen, im Grunde subversiven Zielsetzung. Selbst heute noch, zwei Jahre nach dem offiziellen Verbot aus Rom, durchläuft die große Mehrheit aller katholischen Missionare das Zentrum; sie bilden etwa zehn Prozent aller unserer Studenten.

Bis 1966 waren anstatt der 1960 aufgerufenen zehn Prozent knapp 0,7 Prozent des nordamerikanischen und kanadischen Klerus nach Süden gezogen. In den gebildeten Kreisen der nordamerikanischen Kirche waren ernste Zweifel aufgetaucht, ob das ganze Unternehmen überhaupt wünschenswert sei. Bei den Bischöfen und der großen Mehrheit der ungebildeten Katholiken aber weckten rührselige Berichte aus Lateinamerika und eine von Washington aus geleitete intensive Werbekampagne weiterhin Begeisterung für die Aktion „Helft Lateinamerika retten!“

Unter diesen Umständen galt es, eine lebhaftere öffentliche Kontroverse anzuregen, und zu diesem Zweck schrieb ich im Januar 1967 einen vernichtenden Artikel in der Jesuitenzeitschrift „America“. Der Zeitpunkt war mit Bedacht gewählt. Ich wußte, daß am Ende des Monats dreitausend Männer der Kirche – Katholiken und Protestanten aus den USA und Lateinamerika – sich in Boston versammeln würden, um ihrem Vorhaben neuen Auftrieb zu geben, und daß „Ramparts“ im

Begriff stand, ihre Denkschrift über die Unterstützung von Studentengruppen durch die CIA, zumal in Lateinamerika, zu veröffentlichen.

Vor fünf Jahren begründeten amerikanische Katholiken eine eigentümliche Allianz für den Fortschritt der lateinamerikanischen Kirche. Bis 1970 sollten zehn Prozent der über 225 000 Priester, Mönche und Nonnen sich als Freiwillige melden, um nach Süden zu reisen. In diesen fünf Jahren hat der nordamerikanische männliche und weibliche „Klerus“ in Südamerika um nur 1622 Personen zugenommen. Halbzeit ist eine gute Zeit, um festzustellen, ob ein in Gang gesetztes Programm immer noch Kurs hält und, was wichtiger ist, ob seine Zielsetzung immer noch lohnend erscheint. Zahlenmäßig war das Programm jedenfalls ein Fiasko. Sollte dieser Umstand nun Enttäuschung oder Erleichterung hervorrufen?

Das Unternehmen stützte sich auf einen Impuls, der von unkritischer Phantasie und sentimental Urteilen getragen wird. Ein ausgestreckter Finger und ein „Ruf nach 20 000“ überzeugten viele von der Parole „Lateinamerika braucht DICH“. Niemand wagte deutlich zu sagen, warum, obwohl die ersten Propagandaveröffentlichungen auf vier Seiten Text mehrere Hinweise auf die „rote Gefahr“ enthielten. Das Lateinamerikanische Büro der *National Catholic Welfare Conference* (NCWC) versah das Programm, die Freiwilligen und den Aufruhr selber mit dem Beiwort „päpstlich“.

Jetzt wird eine Werbung für mehr Geldmittel vorgeschlagen. Daher ist der Augenblick gekommen, um den Ruf nach 20 000 Menschen und den Bedarf an Millionen Dollar erneut zu prüfen. Beide Aufrufe müssen einer öffentlichen Debatte durch nordamerikanische Katholiken – vom Bischof bis zur armen Witwe – ausgesetzt werden, denn sie sind es, die das Personal beschaffen und die Rechnung bezahlen sollen. Phantasievolle und farbige Werbeslogans für immer noch eine Kollekte, die sich an das Gefühl richten, werden den Kern der Sache nur vernebeln. Prüfen wir kühl den Ausbruch von karitativer Wut

in der amerikanischen Kirche, der „päpstliche“ Freiwillige auf den Plan gerufen, zu „Missionskreuzzügen“ von Studenten, zum jährlichen *Catholic Inter-American Cooperation Program* (CICOP), zu Massenversammlungen, zahlreichen Diözesanmissionen und neuen Ordensgemeinschaften geführt hat.

Ich will mich nicht mit Einzelheiten abgeben. Die genannten Unternehmungen studieren und revidieren andauernd Minimalia. Ich ziehe es vor, auf einige grundlegende Tatsachen und folgen des sogenannten päpstlichen Plans hinzuweisen, der ein Teil der vielgestaltigen Bemühung ist, Lateinamerika im ideologischen Kreis des Westens festzuhalten. Wer in den Vereinigten Staaten Kirchenpolitik macht, muß sich der sozio-politischen Folgen bewußt sein, die mit diesen gutgemeinten missionarischen Unternehmungen verbunden sind. Sie müssen ihre Berufung als christliche Theologen und ihre Taten als westliche Politiker überprüfen.

Männer und Mittel, die aus missionarischen Motiven entsandt werden, bringen ein fremdes Christentum, eine fremde Form von Seelsorge und verkünden eine fremde politische Botschaft. Außerdem sind sie geprägt vom nordamerikanischen Kapitalismus der fünfziger Jahre. Warum soll man nicht einmal die Kehrseite der Barmherzigkeit betrachten und die unvermeidlichen Lasten wägen, welche ausländische Hilfe der südamerikanischen Kirche aufbürdet? Warum nicht die Bitterkeit des Schadens schmecken, den unsere Opfer anrichten? Wenn z.B. Katholiken in den USA den Traum von den „zehn Prozent“ fahren ließen und ehrlich über die Folgen ihrer Hilfe nachdächten, so könnte das erwachte Bewußtsein von den eigentlichen Trugschlüssen zu nüchterner, sinnvoller Freigebigkeit führen.

Ich will genauer sein. Die unzweifelhafte Freude des Gebens und die Früchte des Nehmens sollten als zwei klar voneinander geschiedene Kapitel behandelt werden. Ich beabsichtige, lediglich die negativen Ergebnisse darzustellen, die ausländisches Geld, Menschen und Ideen in der südamerikanischen Kirche herbeiführen, damit künftig das nordamerikanische Programm darauf zugeschnitten werden kann.

In den letzten fünf Jahren sind die Betriebskosten der Kirche in Lateinamerika um das Vielfache gestiegen. Eine solche Steigerung der kirchlichen Ausgaben in kontinentalem Maßstab ist ohne Beispiel. Heute kann der Betrieb einer katholischen Universität, Missionsgesellschaft oder Rundfunkstation mehr kosten als die ganze Kirche eines Landes vor zehn Jahren. Die meisten Mittel dieser Art kamen von auswärts und flossen aus zweierlei Quellen. Die erste ist die Kirche selber, die ihre Einkünfte auf dreierlei Weise aufbrachte:

1. Dollar für Dollar durch Appelle an die Gebefreudigkeit der Gläubigen, wie es in Deutschland und den Niederlanden durch *Adveniat*, *Misereor* und *Oostprieesterhulp* geschieht. Diese Spenden belaufen sich auf mehr als fünfundzwanzig Millionen Dollar im Jahr.
2. Durch große Spendenbeträge von einzelnen Kirchenfürsten, unter denen Kardinal Cushing das herausragende Beispiel ist, oder Institutionen wie die NCWC, die aus ihren eigenen Missionen dem Lateinamerikanischen Büro eine Million Dollar überwiesen haben.
3. Durch die Entsendung von Priestern, Ordensleuten und Laien, die alle mit beträchtlichen Kosten ausgebildet und häufig bei ihren apostolischen Aktionen finanziell unterstützt werden.

Diese Art von ausländischer Großzügigkeit hat die lateinamerikanische Kirche dazu verlockt, ein Trabant nordatlantischer Kultur und Politik zu werden. Vermehrte apostolische Mittel haben den Bedarf an diesem ständigen Strom verstärkt und Inseln apostolischen Wohlergehens geschaffen, die das Vermögen örtlicher Hilfskräfte von Tag zu Tag weiter überstiegen. Die lateinamerikanische Kirche erblüht von neuem, indem sie zu dem zurückkehrt, wozu die Konquistadoren sie geprägt hatten: eine koloniale Pflanze, die dank ausländischer Pflege blüht. Anstatt zu lernen, entweder mit weniger Geld auszukommen oder den Laden zu schließen, fängt man die Bischöfe damit, daß sie heute mehr Geld benötigen, und vermachst ihnen eine Institution, die in Zukunft unmöglich funktionieren kann. Bildung – die einzige Investition, die auf lange Sicht Erträge bringen könnte – wird hauptsächlich als Ausbil-

derung von Bürokraten verstanden, die den vorhandenen Apparat in Gang halten sollen.

Ein Beispiel dafür erlebte ich unlängst bei einer großen Gruppe lateinamerikanischer Priester, die zum weiteren Studium nach Europa geschickt worden waren. Um die Kirche zur Welt in Beziehung zu setzen, studierten neun Zehntel dieser Männer Lehrmethoden – Katechetik, Pastoraltheologie oder Kirchenrecht – und förderten damit weder ihr Wissen von der Kirche noch von der Welt. Nur wenige studierten die Kirche nach Geschichte und Ursprung oder die Welt, wie sie ist.

Es ist leicht, große Summen zu bekommen, um im Dschungel eine neue Kirche oder in einer Vorstadt ein Gymnasium zu bauen und dann diese Institution mit neuen Missionaren zu besetzen. Ein offenkundig belangloses Pastoralssystem wird künstlich mit großen Kosten aufrechterhalten, während Untersuchungen zugunsten eines neuen, lebensfähigen Systems als extravaganter Luxus gelten. Stipendien für nichtkirchliche geisteswissenschaftliche Studien, Startgeld für phantasievolle seelsorgerische Versuche, Beihilfen für Dokumentation und Forschung zugunsten einer punktuellen konstruktiven Kritik – sie alle bergen das schreckliche Risiko, daß sie unsere weltlichen Strukturen, geistlichen Institutionen und „good business“-Methoden bedrohen.

Noch überraschender als kirchliche Freigebigkeit für kirchliche Belange ist eine andere Geldquelle. Vor einem Jahrzehnt versuchte die Kirche wie eine verarmte *grande dame*, aus ihrem zusammengeschmolzenen Einkommen die fürstliche Tradition des Almosengebens beizubehalten. In den mehr als hundert Jahren, seit Spanien Lateinamerika aufgeben mußte, hat die Kirche stetig Staatszuschüsse, Patronatsabgaben und schließlich die Einkünfte aus ihrem früheren Grundbesitz verloren. Nach den kolonialen Vorstellungen von Wohltätigkeit verlor die Kirche die Macht, den Armen zu helfen. Man sah in ihr allmählich ein historisches Überbleibsel, unweigerlich den Bundesgenossen konservativer Politiker.

Im Jahr 1966 scheint fast das Gegenteil wahr zu sein, mindestens auf den ersten Blick. Die Kirche ist zu einer Instanz

geworden, der man zutraut, soziale Reformprogramme zu verwirklichen. Sie setzt sich genügend ein, um einige Ergebnisse zu erzielen. Wird sie aber von wirklichem Wandel bedroht, so zieht sie sich lieber zurück, als zuzulassen, daß sich soziales Bewußtsein wie ein Lauffeuer ausbreitet. Das Abwürgen der brasilianischen Rundfunkschulen durch eine hohe kirchliche Stelle ist dafür ein gutes Beispiel.

So sichert die Kirchengeld dem Spender zu, daß sein Geld in Priesterhand doppelt wirksam werde. Es wird nicht verdunstet, noch wird es als das gelten, was es ist: Werbung für privates Unternehmertum und Eintrichterung eines Lebensstils, den die Reichen als für die Armen passend ausgewählt haben. Der Empfänger erhält unweigerlich den Eindruck: der „Padre“ steht auf der Seite von ESSO, der Allianz für den Fortschritt, demokratischer Staatsordnung, der amerikanischen Gewerkschaften und was sonst noch im westlichen Pantheon heilig sein mag.

Natürlich sind die Meinungen darüber geteilt, ob die Kirche deshalb so stark in Sozialprojekte eingestiegen ist, weil sie auf diese Art Geld „für die Armen“ erlangen konnte, oder ob sie sich um das Geld bemüht hat, um den Castroismus einzudämmen und ihre institutionelle Ehrbarkeit sicherzustellen. Indem die Kirche zur „offiziellen“ Instanz für eine Art von Fortschritt wird, hört sie auf, für die Zukurzgekommenen zu sprechen, die außerhalb aller Instanzen stehen, aber eine immer größere Mehrheit werden. Indem die Kirche die Macht zu helfen annimmt, muß sie einen Camilo Torres, der die Macht des Verzichts verkörpert, notwendigerweise ablehnen. So errichtet das Geld der Kirche ein „seelsorgerliches“ Gebäude, das über ihre Verhältnisse hinausgeht, und macht aus ihr eine politische Macht.

Oberflächliche Gefühlsregungen verdunkeln rationales Nachdenken über die internationale „Hilfe“ Amerikas. Gesundes Schuldgefühl wird unterdrückt durch ein seltsam motiviertes Verlangen, in Vietnam zu „helfen“. endlich beginnt unsere Generation, das Gerede um patriotische „Loyalität“ zu durchbrechen. Mühsam erkennen wir, wie pervers unsere Machtpolitik ist und wie verheerend sich unsere verschroben-

nen Bemühungen auswirken, einseitig „*our way of life*“ allen aufzuzwingen. Wir haben aber noch nicht begonnen, uns der Kehrseite der personellen Beteiligung des Klerus bewußt zu werden und der Mittäterschaft der Kirche bei der Verhinderung eines weltweiten Erwachens, das zu revolutionär ist, um innerhalb der großen Gesellschaft stillzuhalten.

Ich weiß, daß kein ausländischer Mönch und keine Nonne so nachlässig arbeiten, daß sie nicht durch ihren Aufenthalt in Lateinamerika irgendein Leben bereichert hätten; und daß kein Missionar so unfähig ist, daß Lateinamerika durch ihn nicht einen kleinen Beitrag für Europa und Nordamerika geleistet hätte. Aber weder unsere Bewunderung für auffallende Freigebigkeit noch unsere Sorge, wir könnten halbherzige Freunde in bittere Feinde verwandeln, darf uns daran hindern, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Nach Lateinamerika entsandte Missionare können 1) eine fremde Kirche noch mehr entfremden, 2) einer personell überbesetzten Kirche die Priesterplage bescheren und 3) Bischöfe in elende Bettler verwandeln. Unlängst hat öffentliche Zwietracht die Einmütigkeit der nationalen Haltung gegenüber Vietnam zerstört. Ich hoffe, daß die öffentliche Bewußtheit bezüglich der repressiven und korrupten Faktoren, die in „offiziellen“ kirchlichen Hilfsprogrammen stecken, ein echtes Schuldgefühl hervorrufen werden: daß man sich schuldig fühlen wird, das Leben junger Männer und Frauen vergeudet zu haben, die sich der Aufgabe der Evangelisierung in Lateinamerika gewidmet haben.

Die wahllose Masseneinfuhr von Klerikern verhilft der Kirchenbürokratie dazu, in ihrer eigenen Kolonie zu überleben, die mit jedem Tage fremder und komfortabler wird. Diese Einwanderung trägt dazu bei, die Hacienda Gottes alten Stils (auf der das Volk nur geduldet war) in den Supermarkt des Herrn zu verwandeln, in dem Katechismus, Liturgie und andere Gnadenmittel in großen Mengen vorrätig sind. Sie macht aus vegetierenden Bauern zufriedene Verbraucher, aus einstmals Frommen anspruchsvolle Kunden. Sie polstert die heiligen Taschen und bietet Menschen Zuflucht, die vor weltlicher Verantwortung Angst haben.

Kirchgänger, die an Priester, Novenen, Bücher und Kultur aus Spanien (möglicherweise auch an Francos Bild im Pfarrhaus) gewöhnt sind, stoßen jetzt auf einen neuen Typ von administrativer und finanzieller Begabung, der eine gewisse Art von Demokratie als christliches Ideal anpreist. Die Menschen erkennen bald, daß die Kirche fern, ihnen entfremdet, ein importiertes und spezialisiertes Unternehmen ist, das vom Ausland finanziert wird und mit heiligem, nämlich ausländischem Akzent spricht.

Diese ausländische Bluttransfusion – und die Hoffnung auf weitere – hat dem kirchlichen Kleinmut das Leben verlängert, hat ihm nochmals eine Chance verschafft, das überholte Kolonialsystem weiterzuführen. Wenn Nordamerika und Europa genug Priester schicken, um damit die freien Pfarrstellen zu besetzen, braucht man nicht zu erwägen, ob Laien – die für Teilarbeit nicht bezahlt werden – nicht die meisten geistlichen Aufgaben übernehmen könnten. Man braucht dann die Struktur der Pfarreien, die Funktion des Priesters, die Sonntagspflicht und Klerikerpredigt nicht neu zu überdenken. Man braucht die Verwendung verheirateter Diakone nicht zu untersuchen und ebensowenig neue Formen der Wort- und Eucharistiefeier sowie die intime Familienfeier der Konversion im häuslichen Rahmen. Die Zusicherung von mehr Klerikern wirkt wie betörender Sireningesang. Sie verschleiert den chronischen Überschuß von Klerikern in Lateinamerika und macht es unmöglich, diesen Überschuß als die ernsteste Krankheit der Kirche zu erkennen. Heute ändert sich diese pessimistische Beurteilung etwas dank einer geringen Zahl Mutiger und Einfallsreicher, unter ihnen auch Nicht-Lateinamerikaner, die eine echte Reform anstreben, studieren und vor Augen haben.

Ein großer Teil des Personals der lateinamerikanischen Kirche wird gegenwärtig in privaten Institutionen beschäftigt, die den mittleren und oberen Schichten dienen und oft sehr ansehnliche Gewinne abwerfen. Das alles auf einem Kontinent, wo Lehrer, Pflegepersonal und Sozialarbeiter in öffentlichen Institutionen, die den Armen dienen, dringend benötigt werden. Ein großer Teil des Klerus wird mit bürokratischen Auf-

gaben beschäftigt, die gewöhnlich mit dem Hausieren von Sakramenten, Sakramentalien und abergläubischen „Segnungen“ zu tun haben. Die meisten von ihnen führen ein elendes Leben. Die Kirche, die außerstande ist, ihr Personal für seelsorgerlich sinnvolle Aufgaben zu verwenden, kann nicht einmal ihre Priester und die 670 Bischöfe, von denen sie regiert werden, unterhalten. Die Theologie dient dazu, dieses System zu rechtfertigen, das Kirchenrecht dient seiner Verwaltung, und der ausländische Klerus soll weltweites Einvernehmen darüber schaffen, daß es fortgesetzt werden müsse.

Ein gesundes Wertempfinden leert die Seminare und die Reihen des Klerus viel wirksamer als etwa ein Mangel an Disziplin und Freigebigkeit. Tatsächlich macht das neue Gefühl des Wohlbefindens die kirchliche Laufbahn dem Selbstsüchtigen viel anziehender. Bischöfe verwandeln sich dann in untertänige Bettler, werden versucht, Safaris zu veranstalten, und machen Jagd auf ausländische Priester und Geldmittel, um so widersinnige Dinge wie Kleinseminare zu errichten. Solange solche Expeditionen erfolgreich verlaufen, wird es schwierig, wenn nicht unmöglich sein, den für die Gefühle steinigern Weg zu gehen und uns ehrlich zu fragen, ob wir solcher Beute bedürfen.

Die Ausfuhr von kirchlichen Mitarbeitern nach Lateinamerika verschleiert eine weltweite, unbewußte Furcht vor einer neuen Kirche. Nord- und südamerikanische Behörden werden – aus verschiedenen Beweggründen, aber aus der gleichen Furcht – mitschuldig an der Erhaltung einer klerikalen und belanglosen Kirche. Indem diese Kirche Mitarbeiter und Eigentum sakralisiert, wird sie in fortschreitendem Maße blind für die Möglichkeiten, Person und Gemeinde zu sakralisieren.

Es fällt schwer, dadurch zu helfen, daß man sich weigert, Almosen zu geben. Ich erinnere mich, daß ich einmal in einem Gebiet, wo großer Hunger herrschte, die Verteilung von Nahrungsmitteln in den Sakristeien abbrach. Immer noch verspüre ich den Stachel einer anklagenden Stimme: „Schlaf gut für den Rest deines Lebens mit Dutzenden von toten Kindern auf deinem Gewissen!“ Sogar manche Ärzte ziehen Aspirin einer ra-

dikalen Operation vor. Sie fühlen keine Schuld, wenn sie den Patienten an Krebs sterben lassen, fürchten aber, das Messer anzusetzen. Der Mut, den wir heute brauchen, findet Ausdruck bei Daniel Berrigan S.J., der über Lateinamerika schreibt: „Ich schlage vor, wir stellen für drei Jahre die Entsendung von allen und allem ein, machen uns daran, unsere Fehler zu erkennen und bemühen uns, daß wir sie nicht kanonisieren müssen.“

Aus sechsjähriger Erfahrung bei der Ausbildung von Hunderten von ausländischen Missionaren, die für Lateinamerika bestimmt waren, weiß ich, daß echte Freiwillige in zunehmendem Maße der Wahrheit ins Gesicht blicken möchten, die ihren Glauben auf die Probe stellt. Kirchenobere, die durch Verwaltungsentscheidungen Personal verschieben, aber nicht mit den daraus folgenden Enttäuschungen zu leben brauchen, sind gefühlsmäßig im Nachteil, wenn sie sich dieser Wirklichkeit stellen sollen.

Die Kirche in den USA muß sich der peinlichen Seite der Freigebigkeit stellen: der Last, die ein kostenlos gewährtes Leben dem Empfänger aufbürdet. Die Männer, die nach Lateinamerika gehen, müssen in aller Bescheidenheit die Möglichkeit einbeziehen, daß sie nutzlos oder gar schädlich sind, obwohl sie alles geben, was sie haben. Sie müssen sich mit der Tatsache abfinden, daß ein hinkendes kirchliches Hilfsprogramm sie als Beruhigungsmittel verwendet, um die Schmerzen einer krebszerfressenen Struktur zu mildern; dabei ist die einzige Hoffnung, daß die Medizin dem Organismus genügend Zeit und Ruhe geben wird, um einen spontanen Heilungsprozeß einzuleiten. Viel wahrscheinlicher wird jedoch die Pille des Apothekers den Patienten daran hindern, den Rat des Chirurgen einzuholen, und wird ihn von der Droge abhängig machen.

Ausländische Missionare erkennen immer deutlicher, daß sie einem Ruf gefolgt sind, die Löcher in einem sinkenden Schiff zu stopfen, weil die Offiziere nicht wagen, die Rettungsflöße zu Wasser zu lassen. Wird das nicht klar erkannt, so werden Männer, die gehorsam die besten Jahre ihres Lebens zur Verfügung stellen, sich dazu betrogen fühlen, einen aussichtslosen Kampf zu führen, um einen zum Untergang verurteilten

Dampfer über Wasser zu halten, der durch unbekannte Gewässer schlingert.

Wir müssen uns eingestehen, daß Missionare Faustpfänder in einem weltweiten ideologischen Kampf sein können und daß es Blasphemie bedeutet, das Evangelium zu benutzen, um irgendein politisches oder gesellschaftliches System zu stützen. Schickt man in eine Gesellschaft im Rahmen eines Programms Menschen und Geldmittel, so bringen diese Ideen mit, welche sie überleben. Im Hinblick auf das Friedenskorps hat man gesagt, die kulturelle Mutation, die eine kleine Gruppe von Ausländern auslöst, könne wirksamer sein als alle unmittelbar vor ihr geleisteten Dienste. Dasselbe kann bei einem nordamerikanischen Missionar der Fall sein, der der Heimat nahe ist, große Mittel zur Verfügung hat und gewöhnlich nur für kurze Zeit verpflichtet worden ist, wenn er in ein Gebiet mit intensiver nordamerikanischer kultureller und wirtschaftlicher Kolonisierung gelangt. Er ist Bestandteil dieser Einflußsphäre und gelegentlich auch des Intrigenspiels. Durch den nordamerikanischen Missionar überwachen und färben die USA das öffentliche Image der Kirche. Der Zustrom nordamerikanischer Missionare trifft zusammen mit der Allianz für den Fortschritt, Camelot und CIA-Projekten, und es sieht fast wie eine untereinander abgestimmte Aktion aus. Es sieht so aus, als würde die Allianz von christlicher Gerechtigkeit geleitet, und sie wird nicht als das erkannt, was sie ist: eine Täuschung, die, mag sie auch anders motiviert sein, den *status quo* aufrechterhalten soll. Während der ersten fünf Jahre des Programms hat sich das aus Lateinamerika abfließende Kapital verdreifacht. Das Programm ist zu klein, um auch nur den Anfang eines stetigen Wachstums zu ermöglichen. Es ist ein Knochen, den man dem Hund hinwirft, damit er auf dem amerikanischen Hinterhof Ruhe bewahrt.

Im Rahmen dieser Wirklichkeit neigt der Missionar aus den USA dazu, die herkömmliche Rolle des lakaienhaften Kaplans einer Kolonialmacht zu spielen. Die Gefahren, die sich ergeben, wenn die Kirche ausländisches Geld verwendet, werden zur Karikatur, wenn diese Hilfe von einem „Gringo“ geleistet

wird, damit der „Unterentwickelte“ Ruhe gibt. Natürlich kann man von den meisten Amerikanern nicht verlangen, daß sie an der sozio-politischen Aggression der USA in Lateinamerika vernünftig, klar und offen Kritik üben; noch schwieriger ist es, dergleichen ohne die Bitterkeit des Emigranten oder den Opportunismus des Renegaten zu tun.

Wenn sie in Gruppen auftreten, können amerikanische Missionare gar nicht verhindern, daß sie den Eindruck von „Vorposten der USA“ erwecken. Dieses Zerrbild können nur einzelne Amerikaner vermeiden, die sich unter die örtliche Bevölkerung mischen. Der Missionar aus den USA ist notgedrungen eine „getarnter“ Agent, der – wenn auch unbewußt – für soziale und politische Übereinstimmung mit den USA arbeitet. Bewußt hingegen verfolgt er das Ziel, Südamerika die Werte seiner Kirche zu vermitteln; Anpassung und Auswahl lassen es nur selten zu, daß er diese Werte selber in Frage stellt.

Vor zehn Jahren war die Lage noch nicht so zweideutig. Damals waren die Missionsgesellschaften mit gutem Gewissen die Kanäle, durch welche die übliche Munition der nordamerikanischen Kirche nach Südamerika floß. Alles – vom Priesterkragen bis zu Pfarrschulen, vom nordamerikanischen Katechismus bis zu katholischen Universitäten – galt als gängige Ware für den neuen lateinamerikanischen Markt. Man brauchte kein gewiegter Verkäufer zu sein, um die lateinamerikanischen Bischöfe zu überreden, daß sie es einmal mit dem Etikett „Made in USA“ versuchten.

Inzwischen hat sich die Lage jedoch erheblich verändert. Die Kirche in den USA wird von den ersten Ergebnissen einer massiven wissenschaftlichen Selbstüberprüfung erschüttert. Nicht nur Methoden und Institutionen, sondern auch die darin zum Ausdruck kommenden Ideologien werden überprüft und angegriffen. Daher ist das Selbstvertrauen des amerikanischen Reisenden in Kirche erschüttert. Wir stehen vor dem seltsamen Widerspruch, daß jemand in einer völlig anderen Kultur Strukturen und Programme einwurzeln lassen möchte, die heute in ihrem Herkunftsland abgelehnt werden. (Unlängst hörte ich, daß in einer mittelamerikanischen Großstadtgemeinde von

amerikanischem Personal die Gründung eines katholischen Gymnasiums geplant wird, obwohl es dort bereits ein Dutzend öffentliche Schule gibt.)

Es gibt auch die umgekehrte Gefahr. Lateinamerika kann es nicht mehr dulden, Zufluchtsort für Liberale aus den USA zu sein, die sich zu Hause nicht durchsetzen können; eine Ausweichmöglichkeit für Apostel, die zu „apostolisch“ sind, um als tüchtige Berufstätige im eigenen Lande einen Platz zu finden. Der Reisevertreter droht, auf dem ganzen Kontinent zweitklassige Nachahmungen von Pfarreien, Schulen und Katechismen zu verschleudern, die sogar in den Vereinigten Staaten außer Mode gekommen sind. Auf der Flucht vor der Wirklichkeit droht der Reisende mit seinen oberflächlichen Protesten, mit denen er nicht einmal zu Hause durchkam, eine fremde Welt zu verwirren.

Die amerikanische Kirche der Vietnamgeneration hat Schwierigkeiten, sich für die Auslandshilfe zu engagieren, ohne dabei weder deren Lösungen noch deren Probleme zu exportieren. Für die Entwicklung von Nationen ist beides prohibitiver Luxus. Um die Absender nicht zu kränken, bezahlen Mexikaner hohe Zollgebühren für unnütze oder unerbetene Geschenke, die ihnen von wohlmeinenden amerikanischen Freunden geschickt werden. Wer Geschenke macht, darf nicht an diesen Augenblick und an dieses Bedürfnis denken, sondern muß sich die künftige Wirkung über eine ganze Generation hinweg überlegen. Wer Geschenke machen will, muß sich fragen, ob der gesamte Wert des Geschenkes an Männern, Geld und Ideen den Preis lohnt, den der Empfänger schließlich dafür entrichten muß. Wie Pater Berrigan sagt, können die Reichen und Mächtigen beschließen, nichts zu schenken; die Armen können das Geschenk aber kaum ablehnen. Da Almosen die Geisteshaltung des Bettlers beeinflussen, haben die lateinamerikanischen Bischöfe nicht völlig unrecht, wenn sie um irreführende und schädliche Auslandshilfe bitten. Ein großes Maß von Schuld liegt bei der unterentwickelten Kirchenkunde nordamerikanischer Kleriker, welche den „Verkauf“ amerikanischer guter Absichten steuern.

Der Katholik in den USA möchte an einem kirchenkundlich vernünftigen Programm teilnehmen, nicht an zusätzlichen politischen und sozialen Programmen, die darauf angelegt sind, das Wachstum in der Entwicklung befindlicher Nationen gemäß der Soziallehre von irgend jemand zu fördern, und würde diese auch als Lehre des Papstes ausgegeben. Der Kern der Debatte ist also nicht, wie man mehr Menschen und Geld schicken könnte, sondern *warum* man sie überhaupt schicken soll. Inzwischen besteht für die Kirche keine Lebensgefahr. Wir sind eher bereit, Strukturen zu bergen und zu retten als ihre Zielsetzung und Wahrheit in Frage zu stellen. In der Hoffnung, uns unserer Hände Arbeit rühmen zu können, empfinden wir Schuld, Frustration und Zorn, wenn Teile des Bauwerks einzustürzen beginnen. Anstatt an die Kirche zu glauben, versuchen wir verzweifelt, sie nach unsern eigenen nebelhaften Kulturvorstellungen zu erbauen. Wir möchten mit Hilfe von Kunstgriffen Gemeinde bauen und sind blind für das latente Verlangen nach Einheit, dem die Menschen Ausdruck zu verleihen versuchen. Voller Angst planen wir lieber *unsere* Kirche mit Statistiken, als daß wir vertrauensvoll nach der lebendigen Kirche suchen, die mitten unter uns ist.